

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1924

244 (18.10.1924) Wissenschaft und Bildung

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger

Samstag, den 18. Oktober 1924

Der Herbst in der chinesischen Lyrik

Von Dr. Hans Benzmann

Die bläulichen Herbstnebel ziehn über den Strom;
die kleinen Gräser sind vom Reif bedeckt,
Als hätte ein Bildhauer Staub von Jade über sie fallen lassen.

Die Blumen haben ihren Duft verloren, der
Nordwind beugt sie nieder, und bald werden
die Blätter der Lotusblüten auf dem Wasser schwimmen.
Meine Lampe verlischt, Mitternacht bricht herein,
nun will ich mich auch zur Ruhe legen.
In meinem Herzen ist es schon lange Herbst geworden,
und ich weine in meiner Einsamkeit.
Wann wird die Sonne der Liebe kommen und meine
Tränen trocknen?

„Herbstabend des Einsamen“ — das wunderbare Stimmungstiefe Lied (vorstehende Verdeutschung ist von Heilmann) ist von Tchang-Tsi, der um 800 n. Chr. lebte und Archivar des Kaisers war. Es enthüllt die ganze tiefe Schwermut der chinesischen Seele, die Herbstschwermut, von der hundert köstliche Lieder der chinesischen Lyrik künden. Was alles aus diesem wunderbaren Lied erklingt, was gesagt, was angedeutet und was verschwiegen wird — gerade das Tiefste und Geheimste wird verschwiegen, nur die Stimmung schwingt und vibriert, singt von der menschlichen Seele, von ihren Leiden, ihrem rätselhaften Sein. Die Überwältigung der Empfindung (des Lesers) durch die Empfindung (des Dichters), der volle innige Zusammenhang zwischen den Seelen Weider über Zeit und Ferne hinweg in einem ewigen Erleben, in einem sich immer verwandten Schicksal, das ist das Wesen der chinesischen Lyrik, ihr Geheimnis, ist ihr Ewigkeitsgehalt. Die Stimmung der menschlichen Seele, der Natur, leise, höchst geschmackvoll gefügt durch die Reize der chinesischen Landschaft, — und das Tiefste nur angedeutet; das Unfassbare verschwiegen und doch voll und rein von dem Andern empfunden. Geheimnis der Lyrik ist Kunst, Geheimnis des Dichters, des Menschen, der Natur, der Luft, der Farben, der Klänge, des Herbstes. Denken muß man hierbei an jene wunderbaren Malereien und Holzschnitte der Chinesen und besonders eines unvergeßlichen tiefen lyrischen Bildes von Mudi, dem Minder der Seele, es heißt oder könnte heißen „Abendgeläute eines fernen Tempels“. Berge leicht angedeutet schwimmen in Herbstnebeln; ganz fern im Dämmerm, ebenfalls nur angedeutet, ein oder zwei Tempel, leicht umwölkt von Gewölk, von Nebeln und Abend. Aber es ist, als hörte man die fernen Glocken leise und lieblich klingen, auf dem rhythmischen Geriesel der Herbstnebel herübertragen. Und so auch andre Bilder „Seimkehr der Segelboote“ (auch von Mudi), „Landschaft mit Reibern“ von Liang Kai, „Mondlandschaft, Regenlandschaft“, „Der Angler“ von Ma Yuan. Auch das Buch „Chinesisch-deutsche Jahres- und Tageszeiten“ (Lieder und Gesänge, verdeutscht von Richard Wilhelm, Verlag Eugen Diederichs in Jena) enthält so tief gestimmte Holzschnitte „Herbstmond bei glattem See“, „Die Abendglocke von der Südwand“, „Mondspiegel zwischen den Seepagoden“. Sie sind alle so wie die chinesischen Gedichte atmosphärisch gestimmt, voll unsichtbaren Lebens der Lüfte und der Seelen, der Klänge, denen verwundert

und ruhig hingegeben die Menschen lauschen, Weltklängen, Klängen der Schwermut des Herbstes. Aus diesen Bildern und Liedern spricht die große Seele des Lao Tse, der Taoismus: Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis, „die mystische Verenkung in die rätselhaften Zusammenhänge des Geschehens, das Bewußtsein der geheimnisvollen Unergründlichkeiten der treibenden Klänge, befreites Schweben über allen menschlichen Bindungen“. Was man beim Anblick dieser Malereien, beim Lesen dieser Lieder erlebt, das ist letzter und tiefster Trost; ein Hinüberwollen des Unbewußten, Unendlichen, des Ruhenden in das menschliche Bewußtsein, und somit höchste Freude in diesem Menschentum und seinem göttlichen Grunde — und das ist zugleich ein Zurückfluten der Seele, schwermütiger Herbstfreude, voll in die Natur, in das All, ein restloses Versenken im Unendlichen von tief beruhigender und beglückender Wirkung, Erlösung, Befreiung — letztes Geschehen und Ruheglied.

Es fallen die Blätter vom Reif gewelkt,
Kalt zieht der Wind durch das Buchan-Tal,
in den Wäldern heulend und rauschend.
Unendlich wächst der Strom, seine Bogen
stürmen und türmen sich, als wollten sie
zum Himmel steigen.
Die Wolken vom Gebirge wallen hernieder
und hallen sich mit den Nebeln der Steppen zusammen.
Einst stand ich in hoher Gunst und lebte in einem
Palast mit reichem Schmuck von Künstlerhand;
Weibrauch duftete, wo ich vorüberging und
ich schlief auf seidigen Matten.
Jetzt steh ich hinter den kalten Zinnen der
Felsenburg, wo die Schildwachen mit
schrillem Pfiffen Signale weheln.
Wie im Traume blicke ich auf das wilde Gestrüpp
an den Felsen, die grell der Mond erhellte.
Und unten im Halblucht, das sie widerstrahlen,
dämmern die sandigen Inseln hervor aus
dem Strom mit dem herblich blühenden Schilfrohr.
(Heilmann).

Es sind Verse von Tzu-Fu, der 714 n. Chr. geboren wurde, dem großen Zeitgenossen des 12 Jahre früher geborenen Li-tai-pe. Ein tiefer Ernst wiegt vor in seinen in starkem Naturgefühl blühenden Strophen. Die hier wiedergegebenen sprechen für sich selbst, sie sind voll farbiger Stimmung, das Landschaftliche wieder leicht durchweht wie ein Teppich von den Reizen der chinesischen Natur, aber doch ganz sich lösend in Empfindung, in der seelischen Schwermut des Herbstes und der Seele. Und wie wundervoll weiß der große Li-tai-pe in wenigen Strichen die Stimmungen des Herbstes und der Schwermut, zurückhaltend, andeutend und nachklingend festzuhalten:

Der Silberreifer

Im Herbst kreist einsam überm grauen Weiber
Von Schnee bereift ein alter Silberreifer.
Ich stehe einsam an des Weibers Strand,
Die Hand am Blick, und äuge stumm ins Land.
(Klabund)

Einsamkeit

Die Marmorstufen weiß vom Laue leuchten.
Die Nacht ist spät, das Kleid beginnt zu feuchten.
Mit dem kristallinen Vorhang schließ sie nun ihr Zimmer,
Da schaut der Herbstmond sie im Perlenschimmer.
(Wilhelm).

Li-tai-pe, einzigartige Herbststimmung! Weltschwermut erfüllt auch seine übermütig verzweifelt, paradox jobialen, aufschreiend geruhlosen Trinktlieder, die, etwa mit den Balladen Francois Villons und den dionysischen Hymnen der großen schwedischen Lyriker Bellmann zu den grandiosesten Offenbarungen des Welt-schmerzes gehören. Dehmel hat sein „Lied vom Kummer“ meisterhaft nachgedichtet, auch Klabund, letzterer vielleicht all zu frei und improvisatorisch. Freilich das Lied muß schwingvoll wiedergegeben werden, und so schön Heilmanns Prosaübertragung mit dem chinesischen Refrain — „Bei lai hoh! Bei lai hoh!“ d. h. „Der Kummer kommt“ — strophentypisch ausklingt, jene Dichter scheinen mir doch besser den Geist des unsterblichen Liedes wiedergegeben zu haben. Ich teile es hier nach Klabund („Li tai-pe, Gedichte“ Inselbücherei) mit:

Das Lied vom Kummer

Der Wirt hat Wein, aber er soll noch nicht die Becher bringen,

Ich will erst noch das Lied vom Kummer singen.
Niemand weiß, wie tote Grille zirpt.

O-he . . . O-he . . .

Herr, du kelterst Wein in bauchige Fässer,
Ich besitze eine schlanke Raute und ein kurzes Messer.
Wein trinken und Raute schlagen vertragen sich gut,
Wenn Gold im Sack und Messer in Scheide ruht!
O-he!

Himmel ist ewig. Er mag der Erde halbe Ewigkeit gönnen,

Wie lange werden wir uns des Goldes und des Weines erfreuen können?
Hundert Jahre sind wenig. Hundert Jahre sind viel.
Leben und Sterben ist einzig des Menschen Ziel.
O-he . . . O-he . . .

Seht dort unten, wo der Mond sich gelb zu schaffen macht,
seht zwischen Gräbern einsam dort den Affen!
Wie er friert und haßt! Wie er heult und schreit!
Brüder, schenkt ein! Herunter den Becher in einem Zug!
Zum Trinken warde Zeit . . .
O-he!

Aber zurück zu den Herbststimmungen, den zarten Liedern der Schwermut. Und so ist es denn auch noch ein anderes Wesen, das hundertfach in diesen Liedern, von denen viele wie deutsche anmuten, aufklingt und wehmütig verklingt: Die Sehnsucht der Liebe, die Klage des Liebenden aus der Ferne, des Verlassenen. So lautet ein Volkslied aus der Han-Zeit (205 v. Chr. bis 220 n. Chr.) nach Wilhelm:

Das Lied

Dort droben steht ein hohes Haus,
Das ragt zu den schwebenden Wolken auf.
Die Fenstergitter glänzen bunt.
Drei Marmortreppen führen hinauf.
Oben zur Laute ein Lied ertönt,
Wie klingt es so traurig und sehnuchtschwer!
Das Mädchen singt eine Melodie,
Als gäbe es keine Hoffnung mehr.

Der Wind trägt die reinen Klänge fort,
Doch mitten im Lied, da zögert sie jäh
Und rührt die Saiten immer aufs neu
In überströmendem Herzensweh!

Literaturbriefe IV

Von Curt Amend

Die Deutschen sind ein Volk von Wanderern, und sie werden in der Wanderlust nur von den Japanern übertroffen, einem Volk, bei dem es auch für das kleinste Bäuerlein Ehrensache ist, daß es mehrmals in seinem Leben die landschaftlich hervorragenden Stätten seines Vaterlandes aufsucht. Da diese Stätten meistens auch die berühmtesten religiösen Heiligtümer bergen, vereint sich dann die Freude an der Natur mit der religiösen Inbrunst. Bei uns in Deutschland sind es neben dem rein ästhetischen Reiz, den die Landschaft als solche ausübt, wohl vor allem historische und literarische Erinnerungen, die den Sinn des Wanderers bewegen. Kommt der Besuch von alten Städten, Klöstern, Burgen und Ruinen in Frage, so fließt lyrisches Empfinden, das in den Grundtiefen der deutschen Seele nun einmal beheimatet ist, mit dem liebevollen Verständnis für architektonische Schönheit zu einem rauschenden Afford zusammen. Alle diese Gefühle über verdichten sich zu dem einen großen Gesamtgefühl, dem der Vaterlandsliebe.

Wie sehr müssen wir Deutsche demgemäß in winterlichen Tagen, also in einer Zeit, die das Wandern ganz von selbst einschränkt, ein Buch begrüßen, welches uns die landschaftlichen und architektonischen Schönheiten unseres Vaterlandes im Bilde vor Augen führt! Ein solches Werk ist jüngst erschienen. Es betitelt sich „Deutschland“ und ist herausgegeben von Kurt Hiescher (Verlag Ernst Wasmuth, Berlin). Sein Hauptanliegen besteht darin, daß es

das ganze Vaterland umfaßt und in vorzüglichen, großformatigen Reproduktionen die hervorragendsten Plätze im Bilde festhält. Der Reproduktionstechnik des Verlags ist es dabei gelungen, den eigenartigen Stimmungszauber, den der betreffende Landschaftsausschnitt oder das betreffende Städtebild ausstrahlt, in geradezu vollendeter Weise photographisch zum Ausdruck zu bringen. Wie schön unser Vaterland ist, das lehrt dieses herrliche Werk mit einer Inbrunst, der sich kein deutsches Herz entziehen wird. Alle Gebiete Deutschlands sind berücksichtigt, und besonders zu danken ist es, daß auch der Norden und Osten des Reiches einschl. des Freistaates Danzig den ihnen zukommenden Raum gefunden haben. Selbstverständlich wird man dies oder jenes vermissen. Aber um alle landschaftlichen und architektonischen Schönheiten Deutschlands im Bilde festzuhalten, dazu bedürfte es nicht eines Bandes, sondern Duzender solcher Bände. Nur eine Auswahl konnte getroffen werden. Diese Auswahl verdient alles Lob. Und die Einleitung, die der Herausgeber zu dem Ganzen schrieb, darf an diesem Lob teilnehmen. Gerhart Sawbmann schrieb für das Buch ein kurzes, schönes Geleitwort. Die Ausstattung des Bandes ist in jeder Hinsicht musterhaft.

In diesem Zusammenhang seien auch zwei kleinere Bücher erwähnt, die uns gleichfalls die architektonischen und landschaftlichen Reize unserer Heimat enthüllen. Das eine heißt „Alte Gassen, stille Winkel“ und bringt 57 Abbildungen von alten Gassen, Loren, Türmen, Schloßhöfen, Dorfkirchen und Mühlen. Das andere heißt „Deutsche Ruinen“ und zeigt uns auf 55 Abbildungen verfallene

Burgen, Schlösser, Klöster, Kirchen, Türme und Stadtmauern. Die beiden Büchlein sind aufs wärmste zu empfehlen. Sie erschienen im Verlage Wilhelm Goldmann, Leipzig.

Ein Buch von wahrhaft vaterländischer Bedeutung ist in seiner Art auch Friedrich Kluge's „Etimologisches Wörterbuch der deutschen Sprache“. Es ist die zehnte, vermehrte und verbesserte Auflage dieses schon längst klassisch gewordenen Werkes, die vor kurzem erschien (Walter de Gruyter & Co., Berlin). Wir Badener begrüßen es mit besonderem Stolz. Wirkte Friedrich Kluge doch Jahrzehnte lang an einer unserer Landesuniversitäten, nämlich in Freiburg. Den Lesern der „Karlsruher Zeitung“ wird er auch aus gelegentlichen Beiträgen, die er uns in der Zeit vor dem Kriege überließ, bekannt sein. Eine eingehende Besprechung des „Etimologischen Wörterbuches“ erübrigt sich. Dazu ist es zu bekannt. Was sich aber nicht erübrigt, das ist die nachdrückliche Empfehlung dieses Werkes. Wer seine Muttersprache liebt und in ihre Geheimnisse, vor allem in die Bedeutung der einzelnen Worte eindringen will, der darf an dieser monumentalen Leistung deutschen Gelehrtenfleißes nicht vorübergehen.

Und nun zu einer weiteren Schöpfung klassischer deutscher Literatur! Das Bibliographische Institut Leipzig hat als Sonderausgabe seiner geschätzten Klassiker Goethes Faust, I. und II. Teil, in einem sehr schön und würdig ausgestatteten Gesamtband erscheinen lassen, durchgesehen, eingeleitet und erläutert von Robert Kersch. Namentlich

Ach, nicht ihr Leid mir wehe tut,
Mich drückt's, daß niemand sie will verstehen.
Ich wollt, wir wären zwei Vögel
Und flögen zu den ewigen Söh'n.

Noch viel unsagbar schöne Lieder könnte man als Beispiele der tiefen Naturfühlung der Chinesen anführen, man findet sie in den erwähnten Sammlungen, namentlich auch in Heilmanns reichhaltigem Buch „Chinesische Lyrik vom 12. Jahrhundert v. Chr. bis zur Gegenwart“ (München, R. Piper u. Co.), auch in Hans Bethges Nachdichtungen „Die chinesische Flöte“ (Insel-Verlag). Jene am Anfang erwähnten Malereien, auf deren reizvolle lyrische Schönheit nicht genug aufmerksam gemacht werden kann, sind in reicher Mannigfaltigkeit eine Herde der Bücher „Chinesische Landschaftsmalerei“ (München, R. Piper u. Co.), auch in Hans Bethges Nachdichtungen „Die chinesische Flöte“ (Insel-Verlag). Jene am Anfang erwähnten Malereien, auf deren reizvolle lyrische Schönheit nicht genug aufmerksam gemacht werden kann, sind in reicher Mannigfaltigkeit eine Herde der Bücher „Chinesische Landschaftsmalerei“ (München, R. Piper u. Co.), auch in Hans Bethges Nachdichtungen „Die chinesische Flöte“ (Insel-Verlag). Jene am Anfang erwähnten Malereien, auf deren reizvolle lyrische Schönheit nicht genug aufmerksam gemacht werden kann, sind in reicher Mannigfaltigkeit eine Herde der Bücher „Chinesische Landschaftsmalerei“ (München, R. Piper u. Co.), auch in Hans Bethges Nachdichtungen „Die chinesische Flöte“ (Insel-Verlag).

Roth und Marschall

Von Otto Gradenwig, Prof. der Rechte in Heidelberg

Motto: Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen. Schiller, Demetrius.

Das Großherzogtum Baden besaß im Bundesrat nur drei Stimmen, Sachsen vier, Bayern sechs.

So hat denn Schiller, als er für sein Buch „Bismarcks Sturz“ Material sammelte, nur in Dresden und München angeknüpft, und wie er erzählt, einmal keinen Besuch erhalten, das andere Mal einen abweisenden. — Um Karlsruhe hat er sich nicht bemüht, obwohl man dort sicher einen Schriftsteller, der so gedrängt und so geschmackvoll schreibt, gerne die Archive geöffnet hätte: wie sehr aber die Berichte des badiſchen Geſandten zurzeit der Bismarck-Krise, des Herrn v. Marschall durch die Fülle des gebotenen Materials sich auszeichnen, das möchte ich hier wieder einmal an einem drastischen Falle badiſchen Lebens vorführen:

Fürst Bismarck hatte wohl den Reichszuschuß für arbeitsunfähig und für arbeitsminderfähig gewordene Arbeiter durchgesetzt, aber seit Jahren verweigert sich auf weitere Arbeiterschutzgesetze einzulassen, welche die Sonntags-, Frauen-, Kinderarbeit angangsweise beschränken sollten. Wohl aber wollte auf diesem Wege der neue Kaiser vorgehen, und dies war einer der Gründe der Entsendung beider. — Der Kaiser gab gegen den Rat des Kanzlers einen Erlaß heraus, durch welchen Einladungen zu einer internationalen Arbeiterschutzkonferenz nach Berlin anbeſohlen wurden, und der Kanzler sah sich vor der Aufgabe, durchzuführen, was er widerriet.

Die Konferenzfrage komplizierte sich dadurch, daß eben, als die Erlasse des Kaisers erschienen, eine Einladung der Schweiz zu einer analogen Konferenz nach Bern beim Deutschen Reich und bei den anderen Mächten anlangte: sollte die Schweiz die Priorität aufrechterhalten oder sie abtreten? sollten beide Konferenzen neben einander tagen oder eine ausfallen? Man sieht, daß hier eine Chance für den kaiserlichen Standpunkt lag! —

Daß der Fürst den Schweizer Geſandten, Dr. Roth, in dieser Angelegenheit empfangen, war lange bekannt; jedoch hatte eine Notiz von Lucius Bismarck-Erinnerungen (S. 519) und neuerdings die Erzählung des Dichters Philippi Eulenburg (Aus 50 Jahren, S. 532) den Anschein erweckt, als habe der Kanzler in plumper Weise den Kaiser vor dem Geſandten desavouieren wollen, indem er ihm das Gegenteil des kaiserlichen Wunsches empfahl. Roth wiederum sollte in Bern mit Rücktritt gedroht haben, wenn man dort nicht dem kaiserlichen Wunsche nachgebe. Da hat nun der Historiker Alfred Stern sich der Sache angenommen, indem er im Julihefte 1924 der Zeitschrift für Schweizerische Geschichte (Wierter Jahrgang Nummer

1 und 2 S. 188 ff.) den Bericht des Schweizer Geſandten über jene Unterredung mit Bismarck veröffentlichte, und damit jene legendarischen Darstellungen widerlegte. Stern läßt hieran die allgemeine Betrachtung: „Man sieht aber wieder an einem drastischen Beispiel, wie leicht selbst Tatsachen der modernen Geschichte mit legendarischen Zutaten ausgeschmückt werden, und kann daraus Schlüsse auf die Glaubwürdigkeit von Erzählungen ziehen, die dunkleren, durch urkundliche Zeugnisse nicht in gleichem Maße erhellen Perioden der Vergangenheit angehören.“ — Eine Wahrheit, die in jeder sich auch für das tägliche Leben gesagt sein lassen kann!

Im vorliegenden Falle aber hat die Sternsche Veröffentlichung noch einen anderen Wert, den nämlich, eine Vergleichung von Marschalls Bericht über jene Unterredung des Geſandten Roth mit Roths Originalbericht zu ermöglichen: ich erlaube mir, die ersten drei Absätze von Roths Bericht nach Bern (links), und die gleichen Punkte dem Bericht Marschalls über Roths Mitteilung an ihn (rechts) nebeneinanderzusetzen:

Meine Unterredung mit Fürst Bismarck hat über eine Stunde gedauert. Er entwickelte mir ausführlich seine Ansichten über den Arbeiterschutz und erklärte sich als prinzipieller Gegner jeder Beschränkung der individuellen Freiheit des Arbeiters puncto Arbeitszeit, Sonntagsarbeit und Verwendung der Frauen und Kinder. Die Konferenzfrage betreffend äußerte er sich wie folgt: Man könne in Bern annehmen, die Berliner Konferenz werde einen diplomatischen Charakter haben, das ist ganz und gar nicht der Fall. Es soll nur eine Beratung von Techniken sein. Das Auswärtige Amt werde sich gar nicht vertreten lassen: nur technische Beiräte der preussischen Ministerien des Handels und der öffentlichen Bauten werden teilnehmen. In gleicher Weise werden sich die übrigen deutschen Regierungen betreten lassen. Maßgebend für Deutschland sei hierbei im Grunde einzig die Kohlenfrage, die Fragen ob man nicht internationale Schutzmaßnahmen gegen Wiederkehr des Streikes vereinbaren könnte. Alles andere, was der Kaiser in sein Programm aufgenommen, sei Nebenache. Aus diesem Grunde habe man anfänglich nur die Kohlenproduzentenstaaten England, Frankreich und Belgien, einladen wollen, nachher habe man aber gefunden, es sei indigert, auch die Schweiz heranzuziehen, welche sich mit der Arbeiterschutzfrage schon lange beschäftigt habe. Die Kohlenfrage sei dringlich, nichts dürfe dafür, daß im nächsten Winter nicht neue Streiks ausbrechen, daher wolle man die diesjährige Konferenz schon in etwa drei Wochen abhalten. Er sei der Ansicht, daß eigentlich die Berliner und die Berner Konferenz ganz gut nebeneinander Platz hätten und daß es nicht notwendig sei, daß wir auf unsere Konferenz definitiv verzichten, nur die Zeitlage kompliziere die Situation. Er möchte mich daher erlauben, meiner Regierung die Wünschbarkeit nahe zu legen, daß unsere Konferenz etwa auf den Juni oder Juli verlegt würde. Ich antwortete, ich habe dem Bundesrat infolge meiner gestrigen Unterredung mit Graf v. Marschall das Ansuchen des Kaisers, das

Ganz vertraulich!

19. Februar 1890.

Der Schweizerische Geſandte Dr. Roth hat mir gestern Abend in strengstem Vertrauen folgendes mitgeteilt: Der Reichskanzler habe ihn nachmittags zu sich lassen und mit ihm eine einstündige Unterredung gehabt. Zunächst habe derselbe seine prinzipielle Gegnerschaft gegen jede Beschränkung des Arbeiters- und der Ausnützung seiner und der Seinigen Arbeitskraft, wie sie bezüglich der Sonntags-, Frauen- u. Kinderarbeit geplant werde, scharf ausgesprochen; man nenne das: Arbeiterschutz, er nenne es Arbeiterzwang, der zu dem Resultat führen müsse, die ökonomische Lage des Arbeiters zu verschlechtern. Was die Konferenz angehe, so befände sich die Schweiz in einem Irrtum, wenn sie glaube, daß es sich um eine diplomatische handle; sie sei deutschereits lediglich als eine „technische“ geführt; das Auswärtige Amt werde sich an den Beratungen gar nicht beteiligen, vielmehr würden nur technische Beiräte aus dem Handels- und Arbeitsministerium als Vertreter bestellt werden. Es handle sich bei der Konferenz eigentlich nur um die „Kohlenfrage“, d. h. um den Versuch einer internationalen Vereinbarung zur Verhinderung von Streikes der Kohlenbergarbeiter, wie sie im letzten Jahre mehrfach stattgefunden hätten. Alles, was sonst in den kaiserlichen Erlässen behandelt werde, sei Nebenache. Darum habe ursprünglich die Absicht bestanden, nur England, Frankreich und Belgien einzuladen; später sei auch die Einladung der Schweiz beschlossen worden, die stets ein lebhaftes Interesse für Arbeiterschutz bekundet habe. Die Kohlenfrage sei eine brennende, da möglicherweise im Mai schon wieder Ausstände vorkommen könnten. Aus diesem Grunde sei die diesjährige Konferenz bereits für Mitte März in Aussicht genommen. Seines Erachtens könnten die deutsche und schweizerische Konferenz sehr wohl nebeneinander bestehen, nur die Zeitfrage bedürfe einer Lösung. Er glaube, daß die Schweiz gar nicht nötig habe, auf ihre Konferenz zu verzichten, sondern daß es genüge, wenn sie dieselbe auf

unserer Konferenz vorläufig auf unbestimmte Zeit verlagert werde, telegraphisch zur Kenntnis gebracht und habe die Empfehlung, daß man, wenn tunlich, dem Wunsche des Kaisers Nachachtung traugen werde. Soll unsere Konferenz wirklich verschoben werden, so sei ich aber der Ansicht, daß es ratsam wäre, für die eventuelle spätere Abhaltung derselben bis auf weiteres keinen Termin festzusetzen.

Fürst Bismarck erwiderte, daß wäre allerdings das Beste, wenn der Bundesrat sich hierzu entschließen könne, so würde auch er, der Kanzler, demselben sehr dankbar sein; es wäre ihm dies namentlich des Kaisers wegen hoch erwünscht; als treuer Diener des Kaisers liege ihm aufrichtig daran, auch in dieser Angelegenheit demselben den Weg möglichst glatt zu machen, obgleich er, der Kanzler, betreffend die Annehmung des Kaisers gegenteiliger Ansicht sei.

Man sieht: der Bericht Marschalls folgt Satz für Satz dem Roth'schen und ist eine Umschreibung der Worte des letzteren in ähnlicher Art wie etwa eine veröffentlichte Chiffredepeſche eine Umschreibung des Urtextes bietet, dessen wörtliche Wiedergabe den Chiffre verraten würde: das Gedächtnis des Herrn v. Marschall in Ehren, möchte ich doch annehmen, daß Marschall etwas schriftliches von Roth gezeigt worden ist.

Auf die ersten Absätze habe ich mir beschränkt, weil Leser, die nach mehr ein Verlangen tragen, den Roth'schen Bericht bei Stern nachlesen können, der Bericht des Herrn v. Marschall aber in extenso mit den anderen aus jener Zeit in meinem im März dieses Jahres erschienenen Buche „Bismarcks letzter Kampf“ S. 136—138 enthalten ist. Daß mein Buch dem Historiker entgangen war, kann ihm umsoweniger zum Vorwurf gemacht werden, als in Folge der veränderten Verhältnisse im Buchhandel das Erscheinen eines Buches nicht mehr dessen Publizität in dem Umfang wie früher bedeutet. —

Die beiden letzten Sätze des Marschallschen Berichtes, die über das von Stern aus Roths Bericht veröffentlichte hinausgehen, darf ich hier ebenfalls nochmals abdrucken: Abs. 5. „Minister Roth hat den Inhalt dieser Unterredung heute Nacht bereits nach Bern telegraphiert und dabei bemerkt, daß er den Eindruck von dem Bestehen tiefgehender Differenzen zwischen Kaiser und Reichskanzler habe und er nicht glaube, daß der letztere ernstlich an die Möglichkeit des Nebeneinanderbestehens der beiden Konferenzen glaube.“ —

Abs. 6. „Persönlich bemerkte mir Herr Roth, er habe den peinlichen Eindruck gewonnen, daß der Reichskanzler ihn bewegen wollte, in Bern in einem dem ihm am Tage zuvor von dem Grafen Herbert Bismarck ausgesprochenen kaiserlichen Wunsche entgegengesetzten Sinne einzubringen; erst nachdem er dies unter Hinweis auf jene Versprechung abgelehnt, habe der Reichskanzler eingelenkt.“ — Dieser letzte Absatz erklärt die eine Legende!

Auch über einen von Stern in Umschreibung erzählten zweiten vertraulichen Bericht von Roth weiß Marschall erbanliches zu berichten (Gradenwig S. 138); hier genüge es, den Wert und die Zuverlässigkeit der Berichte des Badenens aus dessen Bericht Nr. 11 vom 19. Februar 1890 fargelagt zu haben. — Die kaiserliche und Eulenburg'sche Mythe angeblicher Demissionsdrohung des Dr. Roth als auch durch Marschall widerlegt zu bezeichnen lohnt kaum der Mühe: was an dieser Mythe interessieren könnte, wäre höchstens, daß sie dem Kaiser und Philippi gemein ist. —

für die Lektüre des III. Teils sind die Erläuterungen dankbar zu begrüßen.

Alle die eben von mir angezeigten Bücher eignen sich zu Weihnachtsgeschenken. Ihr Wert ist unvergänglich. Das gleiche gilt für die hier noch weiter zu besprechenden Bücher. An ihre Spitze stelle ich die „Erzählungen aus den Tausendjährigen Nächten“ in der Ausgabe des Inselverlags, Leipzig. Es ist eine vollständige Ausgabe in 6 Bänden, deren Erscheinen der Verlag beabsichtigt. Das Werk ist jetzt bis zum dritten Band gediehen. Es wurde übertragen von Enno Littmann, und zwar zum ersten Male nach dem arabischen Urtext der Kalkuttaer Ausgabe vom Jahre 1839. Man darf heute schon die Inselausgabe als die deutsche Standardausgabe dieser berühmtesten Märchenammlung der Weltliteratur ansprechen. Nicht nur die vortreffliche Übersetzung, sondern auch die ganz außerordentlich schöne, äußere Form stempeln sie dazu. Titel und Einband sind von keinem Geringeren als Marcus Behmer entworfen worden. Die handlichen, in grünes Ganzleinen gebundenen Bücher werden somit zu einer erlebten Herde der Bibliothek. Kindern wird man sie natürlich nicht in die Hand geben.

Weiter sei mit allem Nachdruck empfohlen die prächtige, mit aller künstlerischen Sorgfalt betreute Tolstoi-Ausgabe des Verlags Bruno Cassirer, Berlin. Neu erschienen ist in zwei Bänden der Roman „Anna Karenina“, in guter Übersetzung von August Scholz.

Sobald ist noch ein weiterer Band der Bruno Cassirer'schen Tolstoi-Ausgabe erschienen: die „Jugend-Erinnerungen“. Er bringt zum ersten Male in deutscher Sprache

des Dichters Wortwort und den 70 Seiten umfassenden Schlußteil „Erste Erinnerungen aus autobiographischen Notizen“. Während die Kapitel „Kindheit, Knabenalter und Jünglingsjahre“ von Tolstoi in jungen Jahren niedergeschrieben wurden, verfaßte er den Schlußteil im reifen Alter. Er ist eine besonders bedeutame Ergänzung seiner Jugendbiographie. Der Band wird, wie der Verlag mit Recht annimmt, für die große deutsche Tolstoi-Gemeinde eine freudige Überraschung sein.

Wer sich mit der russischen Literaturgeschichte vertraut machen will, der greift am besten nach dem jüngst erschienenen stattlichen Buche von Artur Luther „Geschichte der russischen Literatur“ (Bibliographisches Institut, Leipzig). Es ist die gediegene, zuverlässigste und eindringlichste Bearbeitung dieses Stoffes, die uns hier dargeboten wird. Die Ausstattung, wie beim Bibliographischen Institut nicht anders zu erwarten, vornehm und würdig, der sauber gedruckte Text begleitet von zahlreichen Dichtersportraits und Facsimiles. Auch dieses Buch wieder eine hervorragende Leistung deutscher Literaturgeschichtsschreibung, doppelt freudig zu begrüßen in einer Zeit, die der russischen Literatur erhöhte Beachtung schenkt.

Und nun zum Schluß ein britischer Klassiker der Weltliteratur: R. L. Stevenson. Allgemein bekannt ist sein Abenteuerbuch „Die Schatzinsel“ („The Treasure Island“). Mit Recht wird es in den Schulen gelesen als eine der besten und charakteristischsten Schöpfungen der britischen Prosaform. Noch viel bedeutender ist aber Stevensons großer, von einem unerhörten dramatischen Leben erfüllter, geradezu genial komponierter, psycholo-

gisch bis in die tiefsten Tiefen des Menschenherzens vordringender und auch kulturhistorisch überaus fesselnder Roman „Der Junker von Ballantrae“. Er schildert uns das abenteuerliche Leben eines schottischen Adligen aus dem 18. Jahrhundert. Eines der Meisterwerke der Weltliteratur. Nicht minder berühmt ist sein Roman „Der seltsame Fall des Dr. Jekyll und Mr. Hyde“, der mit das Feinste ist, was bisher überhaupt auf dem Gebiet des affektistischen Romans, hier speziell der Doppelgängererzählung, geschrieben wurde. Aber auch seine übrigen Erzählungen und Novellen sind von einer aufwühlenden Wucht und von einer Phantastik, die in ihrer Genialität einfach beständig wirkt. Dabei wird alles darstellerisch mit dem reifsten Kunstfertigkeit gefordert, so daß auch rein stilistisch die Lektüre zu einem erlebten Genusse wird. Diesen Stevenson legt jetzt der Verlag Buchenau und Reichert-München in einer Ausgabe von entzückender Eigenart vor. Bis heute sind zwei Bände der „Gesammelten Werke R. L. Stevensons“ erschienen: „Der Junker von Ballantrae“ und „Die tollen Männer“, eine Novellenammlung. Mit der Arbeit der überlegen Marguerite und Curt Thebing kann man sich restlos einverstanden erklären. Druck, Papier, Satzordnung und Einband sind von unübertroffener Schönheit.

Die Frau Hermann Sudermanns. In der Berliner Charité starb im 64. Lebensjahre die Frau Hermann Sudermanns, Clara L. v. Sudermann, die selbst eine Reihe von Romanen und Erzählungen geschrieben hat. Sie ist die Tochter des Dramatikers Rolf Landner.